**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 25 (1921)

Artikel: Das neueste Vierteljahrhundert deutschschweizerischer Dichtung

Autor: Faesi, Robert

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-571611

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 27.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Das neueste Vierteljahrhundert deutschschweizerischer Dichtung.

Bon Robert Faesi, Bolliton.

Einen Ueberblick über das fnappe Viertelsahrhundert unseres Schrifttums. welches von dieser Zeitschrift begleitet, vermittelt und gefördert wurde, und welches zu einem großen Teil sich in ihr spiegelte, auf wenigen Seiten zu geben. ist ohne Vergewaltigungen und Ungerech= tigkeiten den einzelnen Leistungen gegen= über nicht möglich. Manches auch, was in diesen Heften liebevoll und freudig an= gefündigt worden ist, tritt, aus der Bogel= schau gesehen, in einen bescheidenen Winkel zurück; denn naturgemäß kommt den Tageskritiken und Monatsübersichten ein bequemerer und milderer Makstab zu als einer Viertelighrhundertsrevue. Es ist gut und nötig, die einzelnen Gewächse unseres poetischen Gartens zu hegen und zu pflegen; doch ist es unerläklich, von Zeit zu Zeit — und es geschieht selten genug — in einem allgemeinen Banorama unseres heimatlichen Literatur= geländes die großen Zusammenhänge zu wahren.

Juerst erscheint eine solche literarische Vierteljahrhundertsernte als ein buntes und krauses Gewimmel von Hunderten von Büchern, Tausenden von Erzähslungen und Gedichten. Sinn und Gliesderung ist am ehesten hineinzubringen, wenn wir die Fäden ausdecken, die sie mit der Tradition unserer Dichtung verbindet. Denn sicherlich ist die in Frage stehende Periode kein Beginn, sondern mindestens eine Fortsetzung, eher sogar — darüber läßt die jetzige Stunde noch kein Urteil zu — der Abschluß und die Auswirkung einer organischen literarischen Entwicklung.

Die Anfänge derselben fallen mit den Anfängen der neuen demokratischen Eidsgenossenschaft zusammen, wie denn übershaupt bei uns öffentliches und kulturelles Leben (in etwelchem Gegensatz zu Deutschland) von jeher in brüderlichem Gleichtakt desselben Wegesschritten. Dem staatlichen und sozialen Aufbau des 1798 zusammengestürzten Schweizerhauses solgte sinngemäß der Ausbau, das wohnsliche Einrichten, und unsere klassischen

Dichter haben dabei das Beste geleistet. Unsere Literatur gründet sich solid auf Land und Leute; sie ist demokratisch: das Volk herrscht in ihr. Was in der von in= tellektuellen Aristokraten geleiteten und geleisteten Literatur des achtzehnten Jahr= hunderts ideell vorbereitet und theoredisch gefordert worden war, das wurde nun saftige und blühende dichterische Tatsache. Man bekam zwar nicht eine "National= literatur", aber ein Schrifttum von eige= nem deutschschweizerischem Gepräge, or= ganisch und naturgemäß aus den gesamten Wirklichkeiten unseres Daseins heraus= gewachsen: aus der Beschaffenheit des Landes, dem Charafter des Bolkes, dem sozialen Gefüge, der staatlichen Eigenart und Sonderstellung nach außen und nicht zulett aus der starken historischen Tra= dition, soweit sie lebendig geblieben war.

Die Generation, die gegen das Jahrshundertende ans Werk ging, und die wenig zahlreiche, die am Werke blieb, fanden das Wesentliche und Beste bereits getan. Gotthelf, Keller, Mener hatten ihr Deuvre abgeschlossen, wirkten aber als lebendige Kräfte so mächtig nach, daß sie einstweilen stärkere Impulse und Richtskräfte abgaben als die literarische Erneuerung Deutschlands und des weitern Europa mit ihren naturalistischen, symsbolistischen, psychologischen und sonstigen Neuwerten.

Unsere Schriftsteller sind vor allem Söhne und Erben jener literarischen Stammväter. Erben — in erster Linie günstiger kultureller Bedingungen. Es ist, als ob Gotthelf, Reller, Mener den litera= rischen "Holzboden" der Schweiz in einen fruchtbaren Humus verwandelt, eine fünstlerische Atmosphäre, ein weicheres Klima geschaffen hätten, in dem nun auch minder robuste Talente gedeihen können als in der Bisluft vor hundert Jahren. Es bildet sich im kleinen eine literarische Kultur. Das Interesse ist erwacht, das Selbstgefühl gekräftigt, die Talente wagen sich zu ihrem Beruf zu bekennen, und wenn auch das nüchterne Schweizer=

publikum der Literatur oft ohne wahre Wertschätzung und mit spießerhaftem und bäuerischem Mißtrauen noch heute gegen= übersteht und seine passive Resistenz gegen fühnere und freiere Leistungen noch nicht aufgegeben hat, so vermochte die litera= rische Produktion doch beständig zu steigen, so daß die jährliche Ernte vor dem Krieg die an sich schon ungewöhnlich starke des deutschen Reiches an Dichtigkeit wahr= scheinlich übertraf. Dieser Umstand be= rechtigt freilich noch nicht zu Stolz; denn nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität kommt es an, und da ist gleich zu sagen, daß bei uns, ähnlich der Entwick= lung jenseits des Rheins nach den Tagen der Klassiker, nur etwas später, die Viel= gahl an Stelle der Größe tritt.

Zugleich hat sich unser Schrifttum im letten Vierteljahrhundert gleichsam or= ganisiert und zu einem vielgliedrigen Ap= parat ausgebildet; zu den gestaltenden Dichtern sind Interpreten jeder Art ge= treten, zu den primären, schöpferischen Leistungen sekundare abgeleitete Rom= plexe der Literatur, ein reiches Vortrags= wesen, allerlei Theaterunternehmungen und eine Reihe von Zeitschriften, die zwar, auf das kleine deutschschweizerische Gebiet angewiesen, ehrenwert einen ewigen Existenzkampf bestehen. Ander= seits wird der Kritik durch die persönliche Nähe und das Aufeinanderangewiesen= sein der Schriftsteller die Unabhängigkeit schwer gemacht.

Dak jahrzehntelang der fast einzige literarische Feuilletonist von glänzenden Gaben und fritische Wächter von unbeschränkter Geltung ein geborner Aus= länder war, der Wiener J. B. Wid= mann, der dann allerdings zufolge seiner unübersehbaren Tätigkeit mit un= serm Schrifttum innig verwuchs, ist mehr als Zufall. Der Schweizer führt keine leichte Feder. Darum sind auch unsere "Hommes de lettres" im weitern Sinn des Wortes spärlich gesät, und ein es= sanistisches Buch wie die "Lachenden Wahrheiten" ist ein weißer Rabe. Erst der bewegliche Eduard Korrodi hat die literarische Kritik auch als künstlerische Aufgabe aufgefakt.

Besser liegt dem sachlichen und arund= lichen Deutschschweizer die Literatur=

wissenschaft; vor allem Adolf Fren. dann Emil Ermatinger haben die durch J. Baechtold fundierte einheimische Literaturgeschichte gefördert.

Endlich hat sich unser Schrifttum auch in äußerem Sinne organisiert: in der Schillerstiftung als unterstützender, im Schriftstellerverein als die Standesinter= essen wahrender Vereinigung.

Söhne und Erben sind unsere heutigen Dichter auch insofern, als sie nicht wie ihre flassischen Stammväter große neue Ge= biete schöpferisch erschließen, sondern die von jenen offupierten, angebauten, aber noch nicht ausgesogenen Ländereien unter sich verteilen, verwalten, verwahren und intensiver bestellen. Aber der Besitz jedes einzelnen ist bescheidener, seine Aufgabe

weniger weit gestedt und ein Sang zu

epimetheischer Vorsicht und Umsicht und

Rücksicht nicht zu verkennen.

Wahrhaft ursprüngliche Geister kennen eine solche Abhängigkeit von zeitlichen, örtlichen und traditionellen Bedingungen nicht oder vermögen sie zu überwinden, und so ragt Carl Spitteler unter dem vielen Erfreulichen als das Erhebende in prometheischer Selbständigkeit hervor. Seine Haltung ist Abkehr, ja Opposition gegen die herrschenden Mächte nicht bloß des Zeitgeistes, auch des Lokalgeistes. Sein bekenntnishafter Roman "Imago" verrät trot aller weisen Gerechtigkeit und Ueberlegenheit leise Verachtung, schmer3= liches Unbehagen, unerträgliche engung und tragisch empfundene Un= zugehörigkeit des wachsenden Genies gegenüber der biedern, aber stagnierenden Atmosphäre heimischen Kleinbürgertums. Der schöne Einklang Gotthelfs oder Rellers mit ihrer Umwelt hat sich ins Gegen=

teil verkehrt. Was die Verhältnisse ihm boten. das empfand er als einen Widerspruch au seiner Persönlichkeit und seinen fünst= lerischen Zielen. Und so verließ er die breite Talschaft, in der die älteren Meister mit festen Füßen mitten in ihrem Volke standen, von dessen Freuden und Lei= den. Wesen und Wirken singend, und stieg einsam in die dünne und scharfe Luft olnmpischer Söhe, Menschen formend

nach seinem Bilde. Denn in der Tat sind seine epischen Gestalten die erhöhten Abbilder und Gleichnisse seiner eigenen Seele. Der "Olympische Frühling" ist das höchst persönliche Werk eines Indivi= dualisten, der seine Leistung ganz sich selbst verdankt, nicht wie Gotthelf und Keller ihrem Bolke, nicht wie der Dichter eines alten Volksepos seinem ganzen Rultur= freis. Und doch erfühnt sich dieser Individualist in der Form des monumentalen Epos das ganze Dasein, das Leben als solches darzustellen. Ein unvergleich= liches Wagnis, so daß der "Olympische Frühling" nach Absicht und Anlage nicht bloß der größte Wurf der ganzen schwei= zerischen Literatur, sondern eines der ver= wegensten Unterfangen der neuen euro= päischen Dichtung ist. Um dem Uebermaß persönlicher Originalität und der drohen= den Willfür zu entgehen, gründet Spitteler aber seinen dichterischen Olymp nach Möglichkeit auf Jurakalk und Alpengranit. Es ist schweizerische Landschaft, die er stilisiert hat, ja selbst sein edles Götter= und Hervengeschlecht verleugnet Abstammung von der robusten Schweizerrasse so wenig wie die allmensch= lichen Monumentalgestalten Ferdinand Hodlers, der mit dem Stift eine kosmische Daseinssynthese von ebenbürtiger Großheit unternommen hat wie Spitteler mit der Feder.

War Gotthelf der Darsteller des erd= gebundenen, bäuerlichen, noch unge-schichtlichen Menschen, Keller der des bürgerlichen, staatsbürgerlichen, nationalen, Mener der des völkergeschichtlich wir= tenden, so erschliekt die vierte epische Of= fenbarung der deutschen Schweiz einen noch weiteren Stofffreis, eine oberste Sphäre: Der "Olympische Frühling" gibt die Gestaltung des hervisch Uebermensch= lichen und des außerzeitlichen allgemeinen Menschseins. Eine aparte und tiefsinnige Ergänzung dazu war das Geschenk Josef Bictor Widmanns, dessen Sphäre das Schickfal der tierischen, man möchte sagen der untermenschlichen Kreatur ist. Wo anders sollte sein Alterswerk "Der Heilige und die Tiere" genannt werden als nach dem seines gläubig verehrten Freundes Spitteler?

Während sich das Gros unserer Schrift=

steller in die Anschauung der Kleinwelt perliert, erheben sich die beiden Freunde in jedem Sinn zur Weltanschauung und lassen das innere Weltbild in voller Ge= staltung zu einem äußern werden. Die beiden selben Quellen sind es, denen ihre Dichtung entströmt, eine schwarze und eine sonnige Quelle, wie Spitteler sie nennt. Die schwarze Quelle, das ist die pessimistische Einsicht in die tragische Welt= beschaffenheit; die sonnige, das ist die fünst= lerisch sinnliche Freude an der Erschei= Jene gibt ihren Dichtungen die dunkle Tiefe, diese die farbig spielende Oberfläche, und diese Kontrastwirkung ist ein besonderes Rennzeichen und ein be= sonderer Reiz ihrer Poesie.

Sonst aber, welch ein Gegensatz zwi= schen dem "Dinmpischen Frühling" und dem "Seiligen und die Tiere", ein so aus= gesprochener wie zwischen den Naturen ihrer Verfasser. Dort ein antikes Welt= gefühl, das im Inpus des Helden, hier ein driftliches, das im Seiligen gipfelt; dort wird der Pessimismus durch die Verkündi= gung eines willensmäßigen und strengen Heldentums, hier durch die des milden Spitteler und Mitleids überwunden. Widmann, nebeneinandergestellt, wirken wie männliche und weibliche Natur, und so eignet dem Hauptwerk des erstern gleich= sam die Schönheit des Männerleibes, dem des lettern die des Frauenleibes. Gegen Spittelers schroffe, ja befremdende Wucht und Größe sticht Widmanns einschmei= chelnde, ja fast spielerische Anmut nur um so deutlicher ab, und nichts ist verräte= rischer für sein Wesen, als daß er den schweren Ernst des Gehaltes in die heitere und leichte Form eines Schattenspieles fleidet. Er ist nicht wie sein Freund sprach= und stilschöpferisch; doch hat er sich aus dem etwas konventionellen Stil seiner fleineren Dichtungen zu einer edeln und maßvollen Schönheit emporgerungen.

Saben sie in diesen beiden Alterswerken ihre gesamten Kräfte und das Mark ihrer Persönlichkeit zu einer großen synthetischen Leistung eingesetzt und haben dabei sich selbst ganz erfüllt — ja von Widmann möchte man sagen, daß er sich selbst übertroffen habe — so sind in ihrem übrigen reichen und bunten Schaffen gleichsam Teilkräfte an der Arbeit gewesen. Während sich Spitteler in seinen kleinen Büchern, "Imago", den Gedichten, Novellen und Erinnerungen der schweizerischen Seimatkunst nähert, bleibt Widmann auch in den Gedichten, der "Maikäferkomödie", der "Muse des Aretin", den "Modernen Antiken" und wie alle die späteren Zeugnisse seines Schaffens heißen, mit seiner österreichischen Leichtigkeit, Gewandtheit und Grazie schweizerischer Eigenart durchaus fremd.

Was ist denn eigentlich die Hauptkraft und der Höchstwert unseres Schrifttums? Das was Gotthelfs und Kellers Größe ausmacht: daß sie das Gefäß für den vollen Gehalt der Volkskräfte unseres schweizerischen Sonderwesens waren, daß sie den breiten Strom der allgemeinsdeutschen Literatur durch den Jufluß aus dem unserührten, frischen und herben See unsseres Volkstums bereicherten und belebsten.

Dies wurde dumpf gefühlt oder bewußt erkannt, und so kam es, daß hier die stärkste Tradition einsetzte, daß auf dem Feld, wo jene beiden ursprünglichen Genies in die Tiefe gegraben hatten, nun ein ganzer Schwarm von Talenten in die Breite arbeiten.

Eine Reihe anderer Begünstigungen wirkte mit zur Entstehung jener ganzen Schule oder Richtung, die wir mit dem Wort Heimatkunst bezeichnen.

Der von Hause aus europäische, ja internationale Realismus und Naturalismus des späteren neunzehnten Jahrhunderts hatte von selbst zu einer Lokalisierung und Spezialisierung geführt, indem die Erzähler den "Coin de la nature", das Stück Wirklichkeit, das sie nach dem realistischen Rezept darstellen wollten, vorzugsweise in ihrer eigenen Nähe, ihrem heimatlichen Milieu suchten. So ist z. B. der Naturalist Gerhart Hauptmann ein schlesischer Heimatkünstler geworden.

Zugleich wurde in Deutschland, aus ganz anderen Gründen als dem realisstischen Prinzip zuliebe, Heimatkunst zum Postulat erhoben, nämlich zu ethisch volksserzieherischen Zwecken. "Runstwärter" wie Avenarius und Bartels wollten den zerstörten Zusammenhang zwischen der

Runst und dem Volk wiederherstellen und strebten durch eine Zurückführung jener auf eine gesunde einfache deutschvölkische Tradition eine Sanierung und Vernatürslichung an, eine Wendung von intellektueller Heimatlosigkeit weg zu den Kräften des Gemütes und des Herzens. In der Tat erstand rings in deutschen Landen eine ganze Schar von Dichtern, die, heimatlich im engern Sinn, ihre Stammesbesonderheiten betonten.

Für eine solche Geistesrichtung war der Boden in der Schweiz besonders geeignet, und wenn die Bewegung von Deutschland so leicht zu uns übergreifen konnte, so war es nur darum, weil sie bei uns schon im Gange war, ja vielmehr durch Gotthelf, den Bartels als Borbild hinstellt, und durch Gottfried Keller praktisch ihren Anfang genommen hatte.

Die Stärkung des Stammesbewukt= seins und der Eigenkultur durch die Tat= sache der politischen Selbständigkeit und ferner die soziale Struktur unseres Volkes mußten dem Aufblühen der Heimatkunst zugute kommen. Es fehlen uns die Groß= städte, ja unsere Kleinstädte weisen noch halbländliche Verhältnisse auf, das Zusammenleben mit der Natur ist noch kaum unterbunden, und die beiden Elemente unseres sozialen Gefüges: Bürgertum und Bauerntum stehen sich nicht getrennt gegenüber, weshalb denn auch eine ganze Reihe unserer Erzähler sich im Zwischen= reich kleinstädtischer und ländlicher Welt bewegen. Die übrigens durchaus nicht auf die Dichtung beschränkte Heimatkunst= tendenz als eine Reaktion der konserva= tiv bodenständigen Kräfte gegen das allzu fortschrittliche, moderne und internatio= nale Geistesleben der Metropolen, als Reaktion der Natur gegen Ueberkultur. des Stammhaften gegen das Zeithafte. dominiert daher das Bild unseres Schrift= tums. Wenn die Behauptung zutrifft, die Oswald Spengler in seinem "Untergang des Abendlandes" aufstellt, daß in den modernen Literaturen der Hauptkampf sich zwischen dem Geist der Großstadt und dem der Provinz abspiele, so gehört die unsere zu den Gardetruppen der lekteren Partei. Diese Tendenz, das Ländliche gegen das Großstädtische, als das Schlichte. Gesunde, Altbewährte, Chrwürdige, gegen das prahlerisch Unechte, die ungesunde Zeitverirrung auszuspielen, macht etwa Frig Martis Erzählung "Die Stadt" zu einem repräsentativen Werkchen.\*)

Eine weitere Erleichterung für das Aufblühen dieser heimatlichen Provinzial= literatur war es, daß man eigentlich bloß eine Tradition aufzunehmen hatte. Eine locende Aufgabe zudem. Der Berner Bauer und der Zürcher Bürger hatten im Reich draußen unser literarisches Ansehen begründet und Interesse, ja Begeisterung für die Schweiz erweckt, die fast zu einer sentimentalen Modeschwärmerei wurde, nicht ganz unähnlich derjenigen der Ro= tokogesellschaft für eine freilich unwirk= lichere Schäferwelt. Unser Land erschien, durch Gotthelfs und Gottfrieds verklä= rende Prismen gesehen, als eine Insel freier, gesunder, glücklicher Daseinszustände: als Natur. Und es tut nichts zur Sache, daß es sich dabei zum größten Teil um eine gefühlvolle Illusion handelte; schließlich begannen unsere naiveren Schriftsteller selbst an sie zu glauben und die Heimat in rosafarbener Beleuchtung zu sehen und zu zeichnen. Die literarische Ronjunktur konnte im Reich für unsere Dichter gar nicht besser sein; wenigstens den schweizerischen Erzählern dienten ihre beiden Borväter von vornherein zur Emp= fehlung, und sie haben das erst durch den Krieg zerstörte Vorurteil weidlich ausgenukt.

J. C. Heer namentlich hat mit Geschick und beispiellosem Erfolg seine gesliebten Berge in die verklärende Beleuchstung poetischen Alpenglühens gerückt und seinen deutschen Leserscharen sozusagen eine Sommerfrische ins Haus geliefert.

Im ganzen ist diese Heimatkunst eine sehr erfreuliche Erscheinung. Auf natürslicher und gesunder Grundlage ruhend, leichtfaßlich und anschaulich, aus dem Gemüt und nicht zulett aus der unausrottsbaren erzieherischen und moralischen Neisgung des Schweizers erwachsen, stellt sie durchaus die Lektüre dar, die man als geistige Nahrung einem Bolksganzen wünschen muß.

Von höchsten Gesichtspunkten aus ist freilich mancherlei einzuwenden, vor alsem, daß sie sich über jene, ihr mit Keller und Gotthelf gemeinsame Grundlage zu wenig zu deren menschlicher und geistiger Höhe erhebt, wie ja überhaupt dieses Geschlecht von Nachsahren im Banne der Väter bleibt und ihre Melodien bloß vasriiert, statt wirklich neue zu schaffen.

Bu eng begrenzt ist diese Heimatkunst schon stofflich geblieben, und innerhalb ihrer fleinstädtisch-ländlichen Welt sieht sie selten groß genug. Sie richtet wie der Bauer beim Säen und Pflügen das Auge auf die Scholle nieder und läßt sich da= durch die Zusammenhänge entgehen; sie stellt Einzelfälle als solche losgelöst von allgemeinen Fragen dar; sie ist ganz auf Gegenstände, aber gar nicht auf Probleme eingestellt. Und jene Einzelfälle frap= pieren weder durch den Reiz der novel= listischen Seltenheit, noch durch eine zwingende Typisierung. Zwar kann auch den unscheinbarften und alltäglichsten Gestalten Großes begegnen; aber in unserer Literatur geschieht es zu wenig. Sie be= schränkt sich allzu behaglich darauf, auf Dukenden von Seiten auszumalen, wie Heiri beim ersten Ruhhandel übers Ohr gehauen wird, wie Sans die Grete nimmt (oder, in der Lokalnüance: Sansi das Gritli), warum der alte Sepp ledig ge= blieben ist, wie das Breneli seine Wäsche abhält, oder was eine Geiß aus ihrem Leben zu erzählen hat.

Eine Verarmung des Motivschahes ist kaum zu leugnen; aber nicht so sehr die Mittelmäßigkeit in stofflicher Hinsicht als die des Sehens und des Gestaltens kommt in Frage, nicht so sehr das Was als das Wenn Gotthelf das Leben des Bauernknechtes Uli oder Tolstoi den Tod des Bürgers Iwan Ilitsch beschreibt, die beide nicht einmal "Helden des Alltags" sind, so packen sie eben doch Leben und Tod an der Wurzel und nicht bloß wie manche unserer Heimatkunstschüler an der Nasen= spike; ihr Blick bleibt nicht an den Hemd= ärmeln und den Warzen ihrer Gestalten haften, sondern geht in ihre innerste Seele, und mag diese noch so undifferen= ziert sein, sie beschäftigt uns dennoch leidenschaftlich. Gewiß ist es besser, daß ein mittleres Talent in seinen Grenzen

<sup>\*)</sup> Erschien im Erstbruck in ber "Deutschen Rundschau" 1897 S. 107, nach Martis Tob in ber von Jakob Bührer herausgegebenen Sammlung "Die gute Stunde", Orell Füßli, Zürlch. Reb.

bleibe. statt wie ein Spitteler in die Welt= maschine Anankes hinunter und die Ueber= welten Apollos empor= und ins Meer Nirwana hinauszusehen. Es kommt we= niger auf den Umfang einer Welt an als auf die Intensität, mit der etwas vielleicht Rleines gesehen und gestaltet wird. Aber die Erzählungen sind zu zählen, die uns unvergeglich bleiben, und die Gestalten, die unverwüstlich in uns weiterlebten wie Elsi oder Uli, Züs oder die sieben Aufrechten. Vielleicht fehlt es an der eigenen Erschütterung als an der Voraussekung andere zu erschüttern, fehlt es an Leiden= schaft, Aufschwung, Uebermaß, Unbedingtheit. Zu lahm und zu zahm, zu ängstlich oder verständig, zu schnell zu= frieden oder zu häuslich sist das Gros unserer Erzähler in der Stube oder im Rrautgarten; ein wackeres, ehrbares, nüch= ternes Geschlecht mit gesundem Menschen= verstand und einer gutmütigen und gut= herzigen Wärme. Diese Charafterisierung trifft mehr die Heimatkunst als Ganzes und mehr ihren Durchschnitt als das halbe Dugend oder Dugend der durch Talent Produktivität führenden Schrift= steller, welche sich übrigens durch ihre schärfere Physiognomie voneinander we= sentlich unterscheiden.

Ernst Zahn vertritt nach außen, namentlich in Deutschland, unsere Beimatfunst durch seine beispiellose Beliebtheit am stärksten. Ohne Berechnung, vielmehr vermöge seines Wesens erfüllen seine Bücher das Ideal des leselustigen, gedie= genen, speziell des protestantisch germa= nischen Bürgertums. Gegenstand seiner Runst ist freilich in erster Linie die Alpen= welt; aber die Anziehungskraft dieses Stofffreises und seine feierliche Beroisie= rung verbreiten seine Bücher nur um so mehr. Seine Aelpler sind allerdings we= niger das Abbild der wirklichen Urner als das Abbild der finstern, schwer lastenden und wuchtigen Urner Landschaft. Etwas von ihrer Starrheit, ihrem strengen Ernst ist gleichsam in Zahns Gestaltungsart und Sprache übergegangen. Es eignet ihm eine hohe technische, um nicht zu sagen handwerkliche Sicherheit und ernsthafte Gewissenhaftigkeit, die auch wieder im Grunde bürgerlicher Natur ist. Die Söhe= puntte des Genialen und die Tiefpuntte

des Dilettantischen fehlen gleicherweise seiner gediegenen, oft etwas konstruierten, unermüdlichen und sich treu bleibenden Erzählungskunst.

Der strengsten literarisch künstlerischen Haltung jener Generation darf sich Jakob Bohhart rühmen. In der "alten Saslome" und "Durch Schmerzen empor" zum Beispiel stellt er mit den Mitteln des europäischen oder französischen Realismus und der Impassibilité eines Flaubert streng und sachlich, alle überflüssigen Gestühlstöne unterdrückend, das gewählte "coin de la nature" dar. Er sieht das durchschnittliche Leben von allen am richstigsten und unerbittlichsten so, wie es ist; seine Psychologie ist in den besten Stücken von exafter Schärfe und der Ausbau von gedrungener Kraft.

Alfred Huggenberger, ein begab= ter und geborener Schüler Gotthelfs, ist unser eigentlicher Bauerndichter, Bauer seinem Wesen nach und von Berufes we= gen. Aus dieser Echtheit und Erlebtheit stammen seine Vorzüge. Sein wirklicher Ader ist sein poetischer Acer und seine Muse — das Wort tönt beinahe lächerlich in diesem Zusammenhang — eine werktüchtige Magd. Neben den knorrigen und spleenigen "Wiesen= und Ackernarren", die es nicht erst nötig hätten, "Erhalt mir meinen Eigensinn!" zu beten, ist die ehr= würdige Arbeit in Feld und Wald der edle Mittelpunkt und Hauptgehalt seiner Er= zählungen und seiner Gedichte, unserer echtesten und besten Bauernlyrif.

Spät, aber gleich in sprudelnder Fülle hat Seinrich Federer die Schleusen seines Talentes geöffnet. Daß die Freude am mündlichen Geschichtenerzählen ihn zur Schriftstellerei führte, mertt man seinem natürlichen, lebendigen, warmen und bisweilen nur allzu plauderfreudigen Vortrag an. Eine besondere Note bringt er durch das Katholische seiner Stoffe und durch eine mit Worten freilich schwer zu umschreibende katholische Geistigkeit in unser sonst typisch protestantisches Er= zählertum. "Berge und Menschen" geben schon im Titel ein Programm, und selbst da. wo Federer unsere Südgrenze über= schreitet, erobert er sozusagen eine ennet= birgische Proving für unsere Seimatkunst: er familiarisiert mit dem guten heiligen

Franziskus und flickt Dantes Größe und Strenge um der lieben warmen Menschlichkeit willen am Zeug, kurz er zieht die Seroen und Seiligen, die C. F. Mener auf den kühlen Marmorsockel der Feierslichkeit erhöht hat, in eine schlichtere, treuberzigere und volkstümlichere Bürgerwelt hinein.

Unmöglich, auf engem Raum alle die weniger erfolgreichen unserer Heimatstünstler zu charakterisieren, die ganz oder teilweise in den Zusammenhang der Heimeise in den Zusammenhang der Heimeise, C. A. Bernoulli, Isabelle Kaiser, Lisa Wenger, Adolf Bögtlin, Iosef Reinshart, C. A. Loosli, Simon Gfeller, Frisdolin Hofer, Franz Odermatt und Esther Odermatt ist die Zahl der Talente noch nicht erschöpft.

Die Heimatkunst ist gleichsam der konservative Block und die kompakte Mehrheit in der Bolksvertretung unseres Schrifttums. Ihr Charakter wird — um das parlamentarische Bild weiterzustühren — am deutlichsten auf ihrem rechten Flügel, der fast reaktionären Bürgers und Bauernpartei, deren Prosgramm Dialektdichtung heißt. Denn diese ist und war schon längst die geradslinige Konsequenz unserer Heimatkunst; ihre Lichts und ihre Schattenseiten verschärfen und verdeutlichen sich hier.

Das historische Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache zeigt eine aufschlußreiche Berschiebung zugunsten jener. Hatte noch Albrecht von Haller sich — glücklicherweise nicht mit vollem Erfolg — bemüht, in der Sprache seiner "Mpen" die Herkunft aus ihrer Nachbarschaft zu vertuschen, hatte anderseits Gotthelf, der ohne die geringste Rücksicht auf die literarischen Herren in Berlin die Feder führte, um volkserzieherisch auf seine Bauern einzuwirken, diesen mit lutherscher Genialität "auf das Maul gesehen", ja sich streckenweise eines in die Schriftsprache übersetten Dialektes bedient, so verfeinert, sublimiert G. Reller, der schon mehr Rünftler und auch Sprach= fünstler ersten Ranges ist, das Berfahren, indem er seinem Deutsch durch einen Zuschuß mundartlicher Essenz den würzigsten und frischesten Geschmad gibt. Dieser Einschlag fand bei den reichsdeutschen Lesern vollen Anklang und wurde in ihrer Kritik mit Recht als eine kräftigende Erneuerung und Bereicherung der etwas angefränkelten epigonenhaft Schrift= sprache begrüßt. Sinfort gewöhnten sich unsere Seimatkünstler daran, ja sie fühl= ten sich fast verpflichtet, den Lokalton durch Anlehnung an die Mundart anzu= geben. Ihr entnehmen manche unserer Erzähler einen Erdgeruch, eine saftige Frische, eine treuherzige Wärme oder herbe Realistik, um die deutsche Rollegen vom selben Rang sie beneiden. weniger echten Talenten aber hat sich das Verfahren veräußerlicht und ver= flacht. Die billige und leichte Kunft, Rraftausdrücke wie Knallerbsen in den Text zu werfen, läuft häufig auf den banglen Spaß hinaus, den man an einer "träfen" Wirtshaussprache alle Tage auch ohne Bücher haben kann; dilet= tantische Autoren machen aus der Mund= art eine Maulart, d. h. die Unart, mög= lichst grob zu maulen, und affektieren oft eine Urwüchsigkeit, die sie gar nicht haben.

Die günstigsten literarischen Witte= rungsumstände vereinigten sich in den letten Jahrzehnten, um die Mundart= dichtung üppig ins Kraut — bisweilen auch ins Unkraut — schießen zu lassen. Es lag in der Linie des europäischen Reg= lismus, die Gestalten durch subtile sprach= liche Abstufungen, durch die Ausdrucksart ihres Standes, ihres Milieus, ihres Volks= tums zu charakterisieren, wie es vor= bildlich in G. Hauptmanns Webern ge= schah. Stärker wirkte bei uns das be= wußte Postulat oder das instinktive Be= streben, das Autochthone zu betonen, zu festigen und zu wahren, unterstütt bei uns durch die Angst vor Ueberfremdung und die namentlich im Krieg mächtig er= starkte Abwehr und nationalistische Ge= sinnung. Die naiv treuherzige Freude am eigenen Kleinbesitz tat das ihre; die Tradition mundartlicher Dichtung seit den Tagen Hebels, Usteris und Ruhns wirkte ununterbrochen nach.

Uebrigens ist die Tendenz viel europäischer als man glauben mochte: ungefähr gleichzeitig versuchten überall sprachliche Minderheiten, provenzalische, flämische, gälische, ihre Rechte geltend zu machen, die Volksseele in den eigenen Lauten zum Ausdruck zu bringen, halb= versunkene Schähe des volklichen Eigen= lebens neu zu heben, oft genug in den aus dem Schrifttum verdrängten Idiomen, denn sie wußten wie wir, daß die Sprache die beste Brutstätte des eigenen Lebens und das stärkste Bollwerk gegen die Ueberflutung durch Fremdes bildet.

Geschichtlich sind diese Bewegungen aufzufassen als Nachzüglertum verspä= tet in abgeschlossenere Teile Europas dringende Wellen der nationalen Hoch= flut des 19. Jahrhunderts und vor allem als Abwehr und Reaktion auf vergewal= tigende Uebermacht des auch in der Rultur zentralisierenden Nationalismus

der Grokstaaten.

Manchen Verteidiger der Mundart mag das Gefühl überkommen, auf ver= lorenem Posten zu stehen, und kaum wird die Frage zu entscheiden sein, ob es besser ist, ihn aufzugeben oder, was noch lange= hin mit Erfolg möglich ist, ihn treu zu halten. Denn macht es nicht stugen, daß, während Dichter die Dialekte neu be= leben, Philologen an der Riesenarbeit sind, sie in die imposante Gruft des Idioti= kons zu bergen? Ist die Tatsache dieses mühevollen und verdienstlichen Werks nicht ein stilles Eingeständnis, daß der Leib der Mundart im Sterben liegt und rasch noch dem zersehenden Zahn der Zeit vorsorglich entzogen und nach allen Regeln der Wissenschaft mumifiziert werden muß, um wenigstens einer gelehrten Zu= tunft aufbewahrt zu bleiben?

Doch steigt die Zuversicht, wenn wir gewahr werden, wie selbst ein Gelehrter, Ottovon Grenerz, nicht bloß ein etwas eigensinniger und parteiischer Verfechter der Mundart in Theorie zu sein versteht, sondern zugleich ein praktischer Arzt, welcher dem ausgeschwachten Volkslied mit einem fräftigen Lebenselixier wieder auf die Beine hilft; seine "Röseligarte"= Sammlung ist nicht bloß ein Berdienst, sondern ein Erfolg und hat eine volks= tümliche Beliebtheit gefunden.

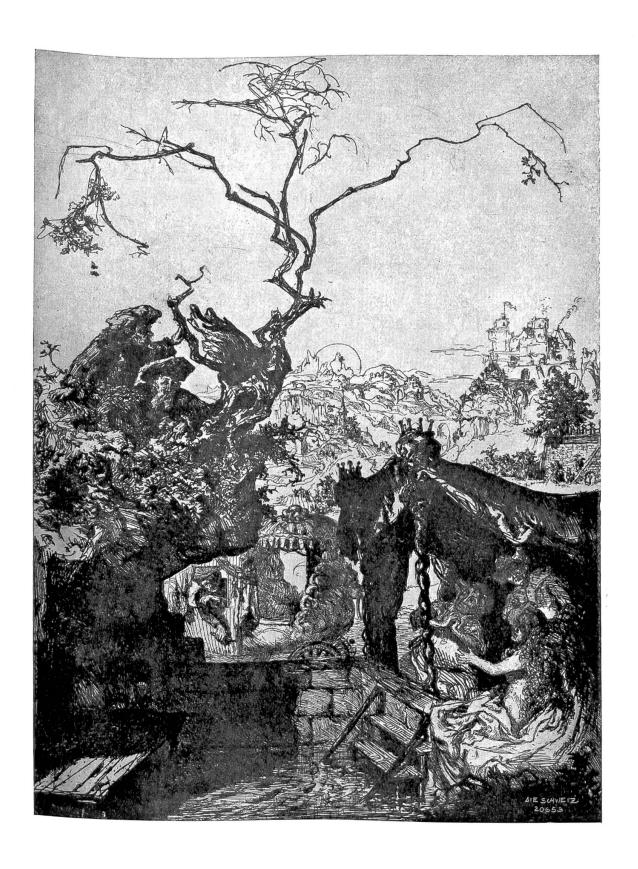
Den Dialektfanatikern aber, die sich nicht scheuen, G. Kellers Schweizertum zu bemäkeln, weil er sich der Sprache Luthers und Goethes bediente, sei zu be= denken gegeben, welch unüberwindliche

Doppelschranke der Dialekt gerade den Größten ist: eine Schranke der Wirkung und Geltung so sehr, daß die köstlichen Weisen eines "Schwäbelpfnffli" ungehört überm Rhein verhallen, und, was weit mehr ins Gewicht fällt - eine Schranke für die Musikanten selbst, ge= rade für die besten! Denn das Instrument ist für den kunstfertigen und an in= nern Tönen reichen Dichter zu primitiv mit seiner engen Skala und seinen weni= gen Saiten. Es droht die tiefsten und die höchsten Seelentöne auszuschalten. und seine Ausdrucksfähigkeit beschränkt sich auf den heimatlich eng volksmäßigen Stofffreis.

Dagegen braucht man kein Meister zu sein, um ihm ein paar gefühlsmäßige oder humoristische, immer dankbare Wir= kungen zu entlocken. Kein Wunder, daß die Dialektpoesie zum Eldorado jener Füchse geworden ist, denen die Trauben an der deutschen Dichterlaube zu hoch hängen! Diese nach Gau und Land= strid) abgestufte Lokalpoesie ist gewiß harmlos, solange sie, wie es meist der Fall ist, anspruchslos als Liebhaberei auf= tritt und nicht am "lieber haben" des Besseren verhindert.

Das in Frage stehende Vierteljahr= hundert scheint mir neben einem Regen von Mittelmäßigkeiten und manchem Tüchtigen, das ich ungenannt lassen muß, drei in ihrer engen Art vollkommene mundartliche Leistungen abgeworfen zu haben. Alle drei bezeichnenderweise humoristischen Genres, zwei davon in Stadtdialekten, die dritte, freilich ge= wichtigste, in ländlicher Farbe. Selbst diese Autoren haben sich nicht mit Haut und haar dem Dialekt verschrieben; aber ihre schriftdeutschen Werke beweisen, daß sie mit ihrer besten Kraft in der heimat= lichen Sprache wurzeln.

Der Basler Dialekt mit seinem etwas basenhaften prononcierten und leicht lächerlichen Ton ist das ideale Instrument für jene nicht wieder zu vergessenden Berssatiren Dominit Müllers auf die in einer neuen Zeit sich behauptende patrizische Gesellschaftskultur seiner Stadt. Und auch der Geist, aus dem diese Minia= turmeisterwerkchen der Médisance ent= standen, ist von jenem genius loci ein=



Fritz Pauli, Zürich.

Susanna. Radierung.

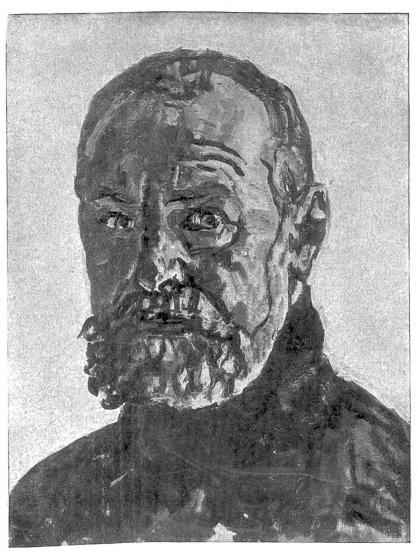
gehaucht, von jenem negativen kritischen sa= tirischen Basser Esprit.

Rudolf von Tavel hat in der rassigen
und charaftervollen
Mundart der Stadt
Bern, die mit französischen Redewendungen aus der galanten
Zeit glasiert ist wie ein
saftiger Ruchen mit
einem Zuckeraufguß,
Episoden und Schicksale aus der ereignisreichen Bergangenheit

der aristokratischen Stadt herausbeschworen. Selbst ein Sprößling jener Geschlechter,
bringt er für ihre Kultur und Lebensform
einen ungemein feinen
und richtigen Instinkt
mit und ist dabei ein
frischer, natürlicher und
mit Humor gesegneter
Erzähler.

Am wertvollsten aber, weil am ur= sprünglichsten und in= tensivsten, ist Mein= rad Lienerts drei= bändige lyrische

Sammlung im ländlichen Schwyzerdialekt: "'s Juzlienis Schwäbelpfnffli". Einen helvetischen Burns möchte man ihn heißen, so ganz aus dem Volkstum wachsen diese Lieder. Sie haben die Frische und Natürlichkeit, oft die unbefangene Derbheit, häufiger die reinen und sinnigen Gefühlstöne des Volksliedes, daß man darüber zuerst die bedeutende und sichere Kunst, die sie adelt und läutert, übersieht. Lienert ist im schönsten Sinn findlich und naiv. Und mag seine Erscheinung ein seltener Anachronismus sein, so beruht ihr erquidender Wert gerade in dieser prätentionslosen und treuherzigen Einfachheit. Mit seiner Rindlichkeit ist die Liebe zum Kleinen und Engen verschwistert, das andächtige Berweilen vor dem Detail; bei ihm fommt das beschauliche Genügen nicht aus der

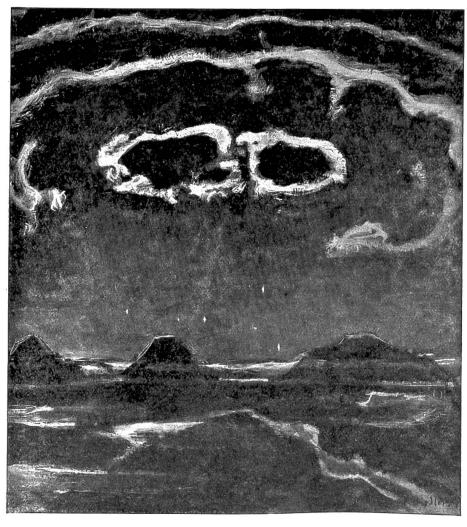


Ferdinand Hodler (1853—1918).

Selbstbildnis.

selbstzufriedenen Dürftigkeit, sondern aus der Fülle des Gefühls. Er ist durch und durch ein Idylliker, die engen heimatslichen Schranken sind seiner Natur gemäß; nicht umsonst hat er das "Seiwili" geschrieben, die rührende Geschichte des schüchternen Mädchens in der Fremde, dessen Serzenssehnsucht in dem Wort: "Sei will i" sich verkörpert. Der Kreis von Lienerts Kunst ist ungemein eng; aber in diesem Punkt sammelt er die höchste Kraft, er ist ein unbedingter Herrscher eines Fürstentums in Duodezformat.

Weil die Dialektdichtung selbst uns Schweizern beim Lesen einige Hemm= nisse bereitet, hat sie größeres Glück im lebendigen, gesprochenen oder gesunge= nen Wort, in der Lyrik und im Drama. Von den erfolgreichen Versuchen, das schweizerische Volkslied wieder zu beleben



Serdinand hodler (1853-1918).

Mondicheinlandichaft. Sammlung Müller, Solothurn.

und zu belieben und dadurch den senti= mentalen Männerchorungeschmack zu ver= treiben, war bereits die Rede. Eine Paral= lelbewegung dazu ist es, wenn Jakob Bührer und andere sich dafür einsetzen, neben den in großstädtischem Geist be=

Stadttheatern einer boden= ständigen Büh= nenfultur Raum zu schaf= fen. Das Fun= dament und die Unsäke zu einer solchen in un= seren ländlichen und fleinstädti= schen Lieb= habertheatern zu entdecken. mag richtig sein, schwerer aber, sie von ihrer Flachheit und Ronven= tion zu säubern. Ist darin die Seimatschuk= Theater=Bewe= gung vorbild= lich poranae= gangen, so ge= lang doch das Schwerste bis= her nicht, die dramatische Produttion in

betriebenen

Mundart von dilettantischer Genügssamkeit und Unzulänglichkeiten zu besfreien. Ein künstlerisch ernst zu nehmendes Dialektstück wie Paul Hallers Robert und Marie ist leider immer noch eine Ausnahme geblieben. (Schuß folgt.)

## Letzter Tag

Bu Chopins viertem Praludium.

Der letzte Tag bricht an, Ach, die Liebe starb, Leis nur rauscht das Meer, Still erlöscht das Licht, Nur die Sehnsucht zieht Durch die Welten bang, Singt kein Vogel mehr, Sterben Slück und Klang.

Der lette Tag bricht an, Schloß die Augen schwer, Reglos liegt das Meer, Still erlöscht das Licht, Und das Dunkel nur Lastet auf der Welt. Ach, die Liebe starb, Letter Tag brach an.

Lisa Wenger, Delsberg.